

Kabeljaufang auf den Fischbänken vor Grönland : mit Einmannbooten in den arktischen Fischgründen

Autor(en): **Villiers, Alan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik**

Band (Jahr): **7 (1952)**

Heft 12

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-654444>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KABELJAUFANG

AUF DEN FISCHBÄNKEN VOR GRÖNLAND

Mit Einmannbooten in den arktischen Fischgründen

Von Alan Villiers

DK 639.223.3.081.11

Der Kabeljau ist das „Brot der Meere“. Er ist eines der wichtigsten Nahrungsmittel und ganze Flotten sind unterwegs, ihn aus dem großen Wasser zu holen. Nicht nur mit modernen Fischereifahrzeugen, auch auf die traditionell-alte Weise bringt man noch tausende von Tonnen Fische in die Häfen. Eine ganz besondere Art, den Kabeljau zu fangen, ist die mit Hilfe der „Dories“, kleiner Einmannboote, die, mit den „Dorymännern“, an Bord der „Dank-Schoner“, der letzten, richtigen Segelschiffe, nach Norden auslaufen. Alan Villiers hat an Bord eines solchen Schoners die Fangreise nach Grönland mitgemacht und die harte, schwere Arbeit der Fischer in dem Buch „Tausend bunte Segel“ geschildert. Wir entnehmen diesem Buch, mit besonderer Genehmigung des Eberhard-Brockhaus-Verlages in Wiesbaden, den nachstehenden Beitrag und die beigegebenen Bilder.

Wie ärgerlich, daß auf der Fyllas-Bank der Fisch viel zu klein war! Außerdem gab es hier zu viele Schiffe. Das Wetter war schlimm. Und dann das viele Eis! In der ersten Nacht jiggtten unsere Decksjungen von der Poop aus etwa ein Quintal Kabeljau. Die Dorymänner guckten bei diesem kleinen Fisch ziemlich an ihrer Nase herunter, war er doch nicht einmal 30 Zoll lang. Kleinere Fische erfordern mehr Arbeit für das Säubern und Ausweiden. Zudem füllt ein großer und fetter Kabeljau das Schiff viel schneller.

In dieser Nacht hörten wir, daß die „Santa Isabel“ die andern Schiffe vor einem großen Eisberg warnte, der auf sie zutrieb. Nur durch Slippen des Ankers kam sie von ihm klar. Dabei verlor sie Anker, Kette und Trossen im Wert von mehreren hundert Pfund.

Auch am nächsten Tag konnten wir die Dories noch nicht aussetzen. Eine unregelmäßige See mit weißen Mützen lief auf der Bank. Unsere „Argus“ rollte, bockte, jumppte, schlingerte und tanzte herum, als ob sie diesen Ort haßte und am liebsten sonstwohin getrieben wäre. Selbst das Essen und das Schlafen wurde schon schwierig. Die Küste Grönlands begann sich zu zeigen. Es war ein schwarzes, ge-

birgiges Land mit tiefen Einschnitten und weißen Gletscherstreifen.

Am ersten Tag, an dem wir fischen konnten, glückte es uns, etwas über 20 Quintals kleiner Kabeljaue zu fangen. Um vier Uhr morgens war es hell, klar und sonnig. Zwanzig Minuten später waren die Dories weg. Gegen sieben kündete im Süden eine Bank Wind an. An der grönländischen Küste entlang bildete sich unter den Wolkenmassen ein schwarzer Strich. Sieben- und zwanzig Schiffe zählten wir an diesem Morgen auf der Fyllas-Bank, fast alles Portugiesen. Kapitän Adolfo befürchtete einen Süd Sturm und besprach sich mit seinem Bruder und Kapitän Silvio. Alle waren der Meinung, man sollte den Rückruf setzen. Einige unserer besten Doryleute, die immer meilenweit wegsegelt waren,

Die „Dories“, kleine Einmannboote, von denen aus der Kabeljau mit der Langleine gefischt wird, schwärmen über den nordischen Fischbänken aus





Jeder einzelne Kabeljau wird gesondert aus dem Dory an Deck des Schoners gehievt

(Alle Bilder aus „Tausend bunte Segel“ von Alan Villiers, Eberhard-Brockhaus-Verlag, Wiesbaden)

hatten kaum Zeit gehabt, ihre Leinen sauber auszustecken. Das Vorheißeln des Rückrufs bedeutete natürlich nicht, daß sie sofort zurückkommen sollten, sondern erst, wenn sie fertig waren. Die Dorymänner konnten die Wetterzeichen jedoch genau so gut lesen wie ein Kapitän. Man sagt, daß Winde, die mit geringer oder gar ohne jede Vorwarnung plötzlich aus Süden kommen, mit solcher Heftigkeit aufs Wasser treffen, daß es ein beladenes Dory nicht überstehen kann. Schon viele Dories sind dadurch verlorengegangen.

Es war elf geworden, ehe unsere besten Dorymänner zurück waren. Sogar die besten unter ihnen waren nicht in der Lage, ihr Dory mit der ersten Langleine vollzufischen. Sie wagten aber auch nicht, noch zu einem zweiten Hol draußen zu bleiben. Ständig wuchsen Wind und See, doch setzte die Bö Gott sei Dank nicht ein.

Kapitän Adolfo paßte weder das Wetter, noch die kleinen Fische. Wenn er nicht fischen konnte, wollte er wenigstens den steifen Süd-

west ausnutzen und nordwärts segeln. Er hatte genug von den Fyllas.

„Wir wollen die nächste Bank versuchen“, kündete der Kapitän an. „Sie kann schlechter sein, sie kann besser werden. Jedenfalls aber wird es dort nicht so schlecht mit dem Eis sein, und es wird dort auch nicht so viele Schiffe geben. Vielleicht finden wir auch eine bessere Sorte Fisch.“

Es erscheint seltsam, daß wir, um die Eisberge zu vermeiden, nach Norden dem Pol entgegensegelten. Auf der Höhe des Polarkreises fanden wir bemerkenswert wenig Eis, und auf der Großen Hellefiske-Bank gab es so gut wie keine Eisberge mehr. Die von Norden kommenden Berge nahm der Labradorstrom mit, und jene aus dem Süden gelangten nicht weiter als bis eben hinter Sukkertoppen.

Unser erster Tag auf der Kleinen Hellefiske-Bank war gut, wenn auch am Morgen schon wieder der Süd Sturm drohte. Zuerst wollte Kapitän Adolfo die Boote nicht aussetzen lassen, doch um sieben wurde es besser. Am Vormittag war es hell und sonnig. Das Schiff lag so friedlich im flachen Wasser, wie es das auf den Großen Bänken noch nie getan hatte. Im Oberlicht des Salons sang der Kanarienvogel. Die böse Küste Grönlands und die Eisberge um uns herum raubten uns jedoch jede Illusion eines Sommers. Die Kimm wurde durch Luftspiegelungen verzerrt und zeigte Quadrate und Parallelogramme wie beim Großen Barriereis in der Antarktis.

„Ein schlechtes Zeichen“, brummte der Steuermann. „Luftspiegelungen sind nie gut. Wir bekommen wieder Wind.“

Trotz des späten Starts war gegen 10 Uhr ein mit gutem Fisch beladenes Dory zurückgekommen. Vom Achterdeck aus hatten die Steuerleute in 20 Minuten einen Quintal fetten Kabeljau gejiggt. Es sah also ganz danach aus, als ob das Versegeln nach Norden ein gescheiter Gedanke von Kapitän Adolfo gewesen war. Vormittags schlossen sich uns die dicke „Milena“ und zwei Motorschiffe, darunter die „Capitão Ferreira“, an. Bald war die See mit den kleinen roten und gelben Booten belebt. Sie flitzten

nach allen Richtungen auseinander, einige unter Segel, andere mit Riemen. Die meisten gingen sehr weit von ihren Schiffen weg, ehe sie ihre Leinen aussteckten. Einige lagen ganz in unserer Nähe, doch keine von unseren eigenen.

Auf der Bank herrschte mächtiger Betrieb. Ich staunte, daß sie überhaupt ihre Tausendhakenleinen auseinanderhalten konnten. Jeder Dorymann warf an dem von ihm gewählten Platz einen kleinen Draggen aus, an dem eine Boje befestigt war. Diese war durch eine Flagge oder ein Stückchen bemalten Segeltuches bezeichnet. Trieb nun das Boot mit dem Strom, wurde die in einer Balje liegende Langleine ausgesteckt.

War die Langleine unten, fischte der Dorymann mit der Jig oder er angelte mit der beköderten Handleine. Der Fang hiermit gab ein gutes Bild von dem, was seine Langleine schaffen würde. War der Fisch reichlich, konnte er nach zweieinhalb Stunden mit dem Einholen beginnen. War er knapp, mußte sie länger unten bleiben. Das Einholen war eine mühselige und oftmals schwierige Arbeit, weil der Grund felsig, das Wasser tief und der Tidenstrom hart war. Oftmals rissen die spitzen Felsen die Haken ab oder scheuerten die Snuds durch. Manchmal ging auch der Draggen verloren oder ein Teil der Langleine.

Selbst bei glatter See waren die Bewegungen des Dorys noch heftig genug. Man kann es sich kaum vorstellen, wie diese harten, nassen Leinen durch das beständige Holen auf die Hände wirkten. Jeder trug Wollhandschuhe und viele noch besondere Gummischützer an den Handflächen. Die Hände waren stets aufgerissen, zerschnitten, und die schmerzhaften Wunden wollten nicht heilen.

Nicht zum ersten Male staunte ich darüber, wie die Männer im Gang gehalten werden konnten. Nicht einer holte sich eine Muck dampfenden Kaffees oder Tees, höchstens vielleicht einen kleinen Schnaps. In den Dories war es schneidend kalt, und doch gab es den langen Tag nichts weiter als morgens das eilige

Frühstück und nach der Rückkehr ein hastig heruntergeschlungenes warmes Mittagessen. Wenn heutzutage das angebliche Bedürfnis, das Leben leichter zu machen, zu einer sozialen Forderung geworden ist, scheinen Männer wie unsere an Not gewöhnten Doryleute ein Anachronismus zu sein. Sie waren noch unverdorben. Es gab Gefahren, und sie traten ihnen entgegen. Es gab Not und Schwierigkeiten, und sie bewältigten sie. Allen war die Ausdauer in Fleisch und Blut übergegangen. Sie ist zu einem Teil ihres Charakters geworden.

Immer wieder wunderte ich mich über die glänzende Art, in der unsere braven Doryleute ihre Arbeit verrichteten, und über ihren Mut und ihre Tüchtigkeit. An Bord der Schoner mochte sie vielleicht der Handelsschiffsmatrose nicht als einen erstklassigen Seemann ansehen. Aber in einem Dory! An diesem Nachmittag hatte die See wieder weiße Mützen aufgesetzt. Da der Wind quer zum Tidenstrom stand, lief das Wasser wild durcheinander. Fast jedes Dory war voll, sogar das des Kleinen Königs. Nördlich des Polarkreises flammte sein altes Feuer wieder auf, und er rackerte sich mannhaft ab. Meilenweit waren die Dories gegangen. Stunden später, nachdem der Rückruf gesetzt war, kamen wie winzige Stecknadelköpfe die Dreieckssegel über der Kimm hoch, und dann fegten die kleinen roten Dories auf das Mutter-schiff zu. Eine fürchterliche See kochte um sie herum, aber sie ließ ab von den Dollborden des fliehenden Fahrzeugs, so, als ob die Seelen aller ertrunkenen Dorymänner, die mit ihnen um die Wette segelten, die Seen zurückrissen. Weißes Wasser vorm Bug, weißes Wasser überall. Der kleine Mast bog sich wie ein Peitschenstiel. Sein einziger Halt war das Fall des winzigen Segels, das man an der Luvkante tott gesetzt



Vor dem Einsalzen werden die Fische an Bord des Schoners ausgenommen

und belegt hatte. Immer schlimmer wurde die See. Selbst für ein gutes Rettungsboot sah sie unerträglich aus. Ein Dory aber ist nichts weiter als eine kleine, spitze Kiste, ein paar zusammengenagelte Planken. Es ist zum Fischfang bestimmt, wird bis zum äußersten überladen, so daß es selbst in einer geschützten Bucht oder auf einem Fluß noch gefährlich zu handhaben ist. Hier jedoch war die offene See hinter dem Polarkreis. Über tückische Bänke

tobten die wilden Wasser. Sicheren Tod bedeutete es, würde man hier über Bord gespült. Viele Dorymänner waren nicht zurückgekehrt. Leicht konnte man sich also vorstellen, daß nun ihre Seelen durch den Nebel jagten in ihren morschen, altersschwachen Dories mit den fadenscheinigen Segeln. Vielleicht waren dies die Segel, die wir in den Schneeböen und im Nebel sahen — fadenscheinige Segel vom Grunde der See.

Die Förderung der wissenschaftlichen Forschung in der Schweiz

DK 001.89:061.27(394)

Von den neun schweizerischen Hochschulen ist bekanntlich nur die Eidgenössische Technische Hochschule eine Bundesanstalt, während die acht Universitäten (Basel, Bern, Freiburg, St. Gallen, Genf, Lausanne, Neuchâtel und Zürich) kantonale Anstalten sind. Trotz aller opferbereiten Unterstützung, die die Kantone ihren Universitäten angedeihen lassen, hat sich nun die Überzeugung durchgesetzt, daß die Anforderungen, die in einem modernen Staat an die wissenschaftliche Forschung gestellt werden, die Kräfte der einzelnen Kantone übersteigen. Mit Rücksicht hierauf hat Prof. Alexander v. Muralt als Zentralpräsident der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft schon vor vier Jahren einen Plan zur Schaffung einer Stiftung aufgestellt, aus der die wissenschaftliche Forschung in der Schweiz finanziert werden soll. Dieser Plan konnte jetzt in die Wirklichkeit umgesetzt werden. Bekanntlich fand am letzten Bundesfeiertag in Bern bereits die Festsitzung zur Gründung des „Schweizerischen Nationalfonds“ für die Förderung der wissenschaftlichen Forschung statt. Der Nationalfonds hat die Rechtsform einer privatrechtlichen Stiftung. Die Stiftungsurkunde wurde von Vertretern der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaft, der Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft, des Schweizerischen Juristenverbandes und der Schweizerischen Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft unterschrieben. Die Stiftergesellschaft und die privaten Spender stellten ein Stiftungskapital von 330.000 Franken zur Verfügung. Der Schweizerische Bundesrat beschloß, dem Nationalfonds 1 Million Franken als Beitrag zum Stiftungskapital zur Verfügung zu stellen. Weiterhin erhält der Nationalfonds aus Bundesmitteln zunächst als jährliche Zuwendung zu den Betriebsmitteln 2 Millionen Franken für das

erste Jahr; 3 Millionen Franken für das zweite Jahr und 4 Millionen Franken für die folgenden Jahre. Der Vorsteher des Eidgenössischen Departements des Innern, Bundesrat Etter, führte in seiner Ansprache aus, daß der Nationalfonds nicht zur Unterstützung der Hochschulen oder zur Entlastung der Hochschulkantone, sondern zur Ermöglichung wissenschaftlicher Forschungsarbeiten beitragen soll, für die bisher die Mittel fehlten. Er betonte, daß die Freiheit das Lebenselement der Wissenschaft sei. Die Wissenschaft solle frei bleiben und nicht eine Dienerin des Staates werden. Daher werde der Staat keinerlei Einfluß auf die Verwendung der Mittel nehmen, vielmehr solle die Wissenschaft selbst in voller Freiheit über die Verwendung der ihr zur Verfügung gestellten Mittel entscheiden.

An der Spitze des Nationalfonds steht ein neunköpfiger Forschungsrat, dessen Präsident Prof. Muralt ist. Der Nationale Forschungsrat soll, wie Prof. Muralt ausführte, eine koordinierende und auf weite Sicht das wissenschaftliche Leben des Landes vorbereitende Institution sein. Eine proportionale Verteilung der Mittel des Nationalfonds auf die einzelnen Hochschulen nach irgendeinem Verteilungsschlüssel werde abgelehnt. Anspruch auf Unterstützung durch den Nationalfonds habe nur, wer zu schöpferischer Leistung in der Wissenschaft fähig, entsprechend vorgebildet und intelligent sei, und wer bereit sei, sein Leben unter die Fackel harter und oft verkannter wissenschaftlicher Arbeit zu stellen. Die Zusammensetzung des Forschungsrates gebe die Gewähr dafür, daß es nicht zu einer Bevormundung der Wissenschaft oder zu einer geplanten Wissenschaft kommen werde. Es werde eine der schönsten Aufgaben des Nationalfonds sein, die wissenschaftliche Atmosphäre in der Schweiz als einem Ganzen zu beleben und zu fördern.